

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 50 (1946-1947)  
**Heft:** 21

**Artikel:** Rufst du...  
**Autor:** Seidel, Barbara  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-672020>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Rufst du . . .

Von Barbara Seidel.

Gelobt sei das Leben, das mir jenen 1. August im fremden Land bescherte, das erstmal fern von zu Hause; gelobt das Weh, das damals kam. Wenn heute der heimische Kirchturm zu niedrig, das Land mit seinen Menschen zu bekannt und klein scheinen will, dann denke ich an jenen 1. August.

Es war in England, in einem anmutig niedern Haus mit weißen Fensterkreuzen in rotem, ausgebuchteten Backsteingemäuer. Davor breitete sich der Garten am Fluß. Ein britisches Haus mit britischen Menschen an einem britischen Fluß. Hellwach lebte der Friede und niemand dachte an sein Müdewerden. Ein neues Leben tat sich auf, das Leben vor dem eindrucksvollen Hintergrund eines machtvollen Weltreiches. Die Menschen hatten eine seltsam nahe Beziehung zu allen Blumen und Tieren, so nah wie man sie sonst nirgends begegnet. Es gab vieles, um das sie zu beneiden waren.

Das Schönste aber war der Garten am Fluß. Ein samten grüner Rasen neigte sich sanft hinunter zu den Uferbäumen, und das Wasser glitzerte zwischen den flimmerig zitternden Blättern. An drei Steinstufen schlugen verstoßen die Wellchen, und manchmal zogen Boote vorüber mit knarrenden Rudern und silbernen herabfallenden Tropfen. Im grünen Schatten der Gartenhecke jedoch erhob sich ein blaues Doldenbeet von Hortensien wie ein Stück verlorenen Himmels, überstreut von rosa Abendwölkchen. Nah beim Hause vor knirschenden Kieswegen, vom flirrenden Sonnenlicht überstäubt, eingeschläfert vom Summen der Insekten, verschwandete der Sommer seine Pracht in allen Blumen. Da gab es vielfältig rote Verbenen, feurig bunte Zinnien und samten farbige Kerzen von Löwenmäulchen, gelbe Inseln von Sonnenblumen und schmetterlingsflügelige Wicken; hochgewachsene lilafarbige Malven und wolffig zarte japanische Anemonen. Abends durchzog der Rosenduft die Zimmer . . . Ach, laßt mich davon ein andermal erzählen.

Es war damals 1. August, und das Radio ließ zufällig irgendeinen Herrn Regierungsrat aus der Heimat über den englischen Garten hinreden. „Liebwerte Eidgenossen“, sagte er mit überanstrengter Stimme, als müsse er einen schweren Stein emporstemmen und zu ihm hinauf beschwörend sprechen. Er sprach von der Schönheit des Landes, dem Ruhm der Vorväter, dem Glück der Freiheit . . .

„Wir waren einmal in der Schweiz am 1. August,“ sagt Mr. Myles, „es ist ein hübsches Fest. Die Kinder trugen Lampions, auf dem See gab es ein prächtiges Feuerwerk, auf dem Hauptplatz tanzten und sangen Vereine in bengalischer Beleuchtung, und überall wurde getanzt.“ „Auf den Bergen brannten Feuer,“ fügte Mr. Myles hinzu, und ernste Lieder wurden gesungen.

Auf den Bergen brannten Feuer. Da kam es wieder. Von Kind auf hatte man sie gesehen, man half selbst mit, das Holz auf den Hügel schleppen; mit roten Lampions, durch deren weiße Kreuze die Kerzen wie durch die Fenster des Backsteinhauses leuchteten, stand man dabei, wenn die ersten Flammen knisternd von Ästen zu Ästen sprangen und die Äste erfaßte, bis sie zu einem mächtig lodenden Brande wurden. Man schaute hinüber auf die anderen Höhen, sah die Feuer und wußte, daß dort auch Menschen standen und herüberschauten. Man wurde sonderbar zärtlich im Denken an diese Menschen in der Nacht. Vielleicht mochte man sie tagsüber nicht, aber in dieser merkwürdigen Stunde hätte man ihnen gerne etwas Gutes, Liebes gesagt. Die Feuer mehrten sich wie Sterne; einsame, rote Punkte unter einem schwarzen Himmel streuten sie sich weit und breit auf dunklen Höhen hin, kleine Welten, die einander grüßten. Und überall waren Menschen, zu denen man an diesem Abend wie sonst nie gehörte. Man sang: „Rufst du mein Vaterland“ und hätte gerne geweint, obschon das Vaterland undeutlich bewußt und Helvetia eine Frau in wallendem Gewand auf Geldstücken war.

Es ist schon so: man erkennt die besten Dinge im Leben erst, wenn man sie aus der Ferne sieht. An jenem britischen Abend — der Regierungs- rat aus der Heimat war längst verstummt, die Blumen dufteten schwermütig, und vom Fluß herauf stiegen durchsichtige Nebelschleier, fiel mir das Lied ein, und es war, als riefte das Water- land.

Nie gab es wieder einen solch schmerzlichen Abend, nie mehr. Andere Nächte mochten trau- rig sein, aber nie glichen sie jenem ersten Au- gust. Das Weh war schwer zu deuten, es galt nicht einem bestimmten Menschen, nicht der eige- nen Familie. Man nennt es Heimweh. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß man dabei so müde wird, im fremden Land zu sein, selbst wenn die Gärten herrlich und die stillfließenden Flüsse wie Seen sind; warum die eindrucksvolle Größe eines machtvollen Reiches versichert im Weh um ein kleines, unbedeutendes Land in den Bergen. An einem Abend, da dort Feuerzeichen von Höhe zu Höhe gehen. Die Menschen sind doch dort wie irgendwo auf der Welt, gut oder böse oder bei- des zumal. Und doch kam es wie eine große Ein- samkeit im Denken an die unbekannten Männer und Frauen und Kinder, die nun die Feuer er- blickten und die alten schwerfälligen Lieder sangen. Zuvor hatte ich bei mir selbst gelacht über den Herrn Regierungsrat von zu Hause,

aber nun wußte ich plötzlich, was er mit überan- strengter Stimme und viel zu großen Worten hatte sagen wollen. Ich dachte an alles, was ich von meinem Lande wußte, was zu ihm gehört; was es zu dem macht, das es nun einmal ist, nicht nur für mich, weil meine Mutter, mein Va- ter und ich dort geboren sind, sondern für alle. Habt ihr schon im fremden Land im Geist die Berge vor euch aufsteigen sehen? Sei's im kalten Morgengrauen, im Mittagsglast oder im Abend- rot; gar im Mondenschein? — Das ist keine zeh- rende Sehnsucht mehr, es wird zum zehrenden Weh. Ruffst du...? Aber man kann sich nicht aufmachen und hingehen, man muß bleiben, einstweilen noch. Danach kehrt man zurück und will ihm seine Liebe und seine Treue zeigen, immer, immer. Seither sind Jahre darüberge- gangen, und der Garten am britischen Fluß ist in der Erinnerung nie verwelkt. An jedem 1. Au- gust kommt ein leises Sehnen danach. Er birgt das erste größte Heimweh, das Entdecken um die Liebe zum Land. Aber Liebe und Treue sind nicht Dinge zum Aussprechen und Prahlén, mö- gen sie gehören, wem sie wollen. Man behält sie für sich und denkt daran in Augenblicken, zu denen der heimische Kirchturm zu niedrig und das Land mit seinen Menschen zu gekannt und zu klein werden will. Oder wenn der 1. August herannah.

## Kleine Augustfeier mit Pierette

Lang war Pierette noch nicht bei uns, das dunkelhaarige, mandeläugige Mädchen aus Avignon, mit der südlichen Bronzehaut, dem schmalen, in den ersten Tagen so erschrockenen Gesicht, und den dünnen, flinken Beinen. Es war ihr bei uns so vieles unfaßbar, nicht nur der immer noch reichlich gedeckte Tisch. An jenem ersten August aber steigerte sich in Pierette die Aufregung und das kindhafte Entzücken wie nie zuvor. Wir hatten ihr einen Papierlampion ge- kauft; sie selber wählte ihn unter vielen anderen aus. Er war rund wie der volle Mond und wun-

derbar rot; zwei weiße Kreuze zierten seine Pausbacken. Ich versuchte Pierette die Bedeu- tung dieses Tages zu erklären, aber das war gar nicht so einfach, und ich gestehe, daß es wohl mehr an meinem pädagogischen Talent fehlte, als am Aufnahmevermögen des Mädchens.

Wir verbrachten die Ferien im Toggenburg. In einem Mietshäuschen, das wunderhübsch mit seinen Schuppenwänden an der steilen Wiesen- halde lauerte. Es hatte Mängel, doch nicht schwerwiegende. Das Dach war undicht, und wenn es regnete, tropfte das Wasser in die Stube